





BILDER (3) – Christoph Pischner

KEIN WORT ZUM MAJOR!

Wer als Journalist nach Afghanistan reist, wird enttäuscht sein. Die Bundeswehr arrangiert zwar gerne einen Moschee-Besuch, doch ansonsten wird viel dafür getan, die Berichterstatter von der Kampfzone fernzuhalten. So über den Einsatz deutscher Soldaten zu berichten, ist nahezu unmöglich. Der freie Journalist Carsten Stormer hat es versucht.

„Im Lager ist es doch auch ganz nett“
Draußen herrscht Krieg,
drinnen herrscht Langeweile.

Ein Schuss – Stille. Die Gespräche verstummen. Fragende Gesichter, angespanntes Horchen. „Da hat doch jemand geschossen“, sagt ein deutscher Hauptfeldwebel. Wieder knallt es, ganz nah. Maschinengewehrsalven. Leuchtsprmunition zieht in der mondlosen Nacht rote Schweife in den Himmel. Genau dort, wo die Polizeistation der Afgha-nen liegt. Deutsche Soldaten zwängen sich in dem engen Panzerfahrzeug in schusssichere Westen. Sie entsichern Sturmgewehre. Ein Feldwebel öffnet die Tür. „Bestätige, Herr Hauptmann, es wird geschossen“, meldet er ruhig. Im Infragrün der Wärmesuchgeräte tauchen drei Gestalten auf, sie tragen Turbane, rennen, stolpern. „Haben sie Gewehre? Panzerfäuste?“ – „Nein, Herr Hauptmann.“

Es sind nur Bauern, die in der späten Abendstunde ihre Felder bearbeiten – und sich ebenso erschrocken haben wie die deutschen Soldaten der Schnellen Eingreiftruppe, die hier auf Patrouille ist. Eine Szene, die ich als Journalist bei einem Besuch der Bundeswehr in Afghanistan erlebte. Zusammen mit dem Fotografen Christoph Püscher sollte ich über die von Deutschland gestellte Schnelle Eingreiftruppe berichten. Doch es war ein Kampf, das Lager in Masar-i-Scharif überhaupt verlassen zu dürfen.

Als wir im Januar 2009 mit einer Bundeswehrmaschine in Masar-i-Scharif landen, schaut uns der Presseoffizier, ein ergrauter Hauptmann, erstaunt an. „Das Lager verlassen?“ Im Lager sei es doch ganz nett, man finde hier bestimmt auch viele Geschichten. „Warum schauen Sie sich nicht die blaue Moschee an? Sehr beeindruckend!“ Blaue Moschee? Wenn ich Lust auf Sightseeing habe, fahre ich nach Italien. Es dauert Tage, bis wir den Hauptmann davon überzeugen können, eine Patrouille der Schnellen Eingreiftruppe, der Quick Reaction Force, zu begleiten. Wir müssen einen Deal machen: Bevor wir mit auf Patrouille dürfen, begleiten wir eine dieser Aktionen, bei denen die Soldaten die Herzen und Köpfe der Einheimischen gewinnen sollen. In diesem Fall handelt es sich um einen Besuch in einem Waisenhaus, in dem deutsche Soldaten Decken und Teddybären verteilen.

Die Kinder freuen sich. Und der Fotograf macht Bilder von glücklichen Kindern, die deutsche Soldaten samt Teddy an ihre gepanzerte Brust drücken. Männer schütteln afghanische Hände, grinsen in die Kamera und betonen immer wieder, wie gut man sich mit den Afgha-nen verstehe. Ein schönes Andenken fürs Familienalbum. Ein Zuckerguss über die Realität des Kriegs. Zu diesem Zeitpunkt wird der Einsatz deutscher Soldaten in Afghanistan

von Monat zu Monat gefährlicher. Wir sehen uns die blaue Moschee an, füttern Tauben – und warten, warten, warten.

Wir wollen raus, sehen, was außerhalb des Lagers passiert, anders als die meisten der 2.000 in Camp Marmal stationierten Soldaten. Das Lager wird auch „Murmelland“ genannt. Unter anderem wegen der vielen Betreuungseinrichtungen, etwa den drei Bars, in denen es deutsches Bier zu Weißwürsten gibt und Italo-Western-Filme mit Bud Spencer und Terence Hill laufen. Aber auch weil Beamte in Uniform hier ihre Zeit abdienen, um befördert zu werden oder um einfach nur die Auslandszulage von 110 Euro pro Tag mitzunehmen. Es hat mehr mit Kreisverwaltungsamt zu tun als mit Krieg.

Die meiste Zeit verbringen wir im Murmelland, am Rande von Masar-i-Scharif. Wir reden mit Soldaten, die über Vorgesetzte lästern, und trinken deutsches Bier. Camp Marmal ist eine Festung aus Stacheldraht und Licht. Am Tor des Camps teilt sich die Welt in ein Innen und ein Außen. Draußen herrscht Krieg, drinnen Langeweile. Es ist 16.30 Uhr. Tägliche Routinepatrouille. Endlich kommen wir raus. Ein kalter Wind pfeift über die gefrorene afghanische Erde. Die Sonne verkriecht sich langsam hinter zackigen Bergen.

Nie wieder Bundeswehr!

In ihrer Ausrüstung sehen die deutschen Soldaten aus wie Sturmtruppen aus dem Film *Star Wars*. Panzerglass und Stahlplatten schirmen sie ab vom afghanischen Alltag. Obwohl es nicht den Anschein macht, ist Masar-i-Scharif eine wohlhabende Stadt, nach Kabul die reichste in Afghanistan: Verlebte Häuser, Ruinen, stehen neben Bretterbuden und Neubauten. Hier bekommt man eine Ahnung, wovon der Rest im Land träumt: Sicherheit, Bildung, Infrastruktur, Landwirtschaft, Jobs und ein bisschen Wohlstand. Es ist ein Ausflug in Afghanistans Zukunft. Das letzte Selbstmordattentat ist lange her, die Basare sind voller Waren und Menschen. In den Straßen drängeln sich Passanten, Männer mit langen Bärten tauschen leise Worte und Wangenküsse, Frauen mit und ohne Burka bestaunen Hochzeitskleider in Schaufenstern, Taxis hupen, Esel blöken. Ich komme mir wieder vor wie auf einer Kaffeeefahrt.

Am Abend dann Pfadfinderstimmung. Eine Nacht campieren wir mit den Soldaten, essen mit ihnen Schwarzbrot und Gulasch aus der Dose und schlafen in Eiseskälte auf einem Feldbett. Mich beschleicht das Gefühl, dass man diesen Aufwand nur für die beiden angereisten Journalisten betreibt. Mehr wollte man uns aber auch nicht bie-



ten. Der Pressehauptmann ließ sich nicht mal erweichen, eine weitere Nacht draufzulegen. Zu gefährlich, die Vorschriften. Ich schwor mir, nie wieder meine Zeit mit der Bundeswehr zu verplempern, wenn ich nicht ungeschönt und ungefiltert berichten darf.

Nie wieder Bundeswehr – der Vorsatz hielt nicht lange. Anderthalb Jahre später bin ich wieder im Norden Afghanistans. Diesmal im Feldlager Kundus. Wir wollen raus ins Kampfgebiet und – Überraschung – dürfen es. Drei Tage in einem Außenposten werden uns genehmigt – der Pressemajor lächelt gönnerhaft, als er uns das mitteilt. „Schön, dass ihr da seid“, begrüßt uns ein Hauptmann in der Polizeistation, die den Deutschen als Außenposten dient. Morgen soll es spannend werden. „Wir planen was Größeres.“ Staub hängt über der Front, blockiert die Sicht wie ein brauner Schleier, setzt sich in den Haaren fest, verklebt die Augen und knirscht zwischen den Zähnen. Dazu diese Hitze! Schweiß mischt sich mit Staub, wird zu Schlamm, trocknet auf der Haut und macht die Menschen grau – auch hier auf dem Feldbett im Schatten einer Bauruine.

Dosenfleisch und Feldbetten

Nur Inszenierung für den Besuch der Journalisten?

Ein Soldat putzt den Lauf seines G-36-Sturmgewehrs. Er nagt an seiner Unterlippe. Auf seine Uniform hat er seine Blutgruppe genäht: 0 positiv. Um ihn herum sitzen seine Kameraden, drücken Munition in Magazine, packen Verbandszeug in Rucksäcke. Jemand summt die Melodie des Lieds *Amazing Grace*. Ein Oberstabsarzt bereitet seinen Krankentransportpanzer für den Ernstfall vor, checkt die Koffer mit Medikamenten. Die Stimmung ist angespannt.

Sie werden kämpfen, Taliban jagen. Manche von ihnen sagen: endlich. Morgen wird es Verluste geben, warnt der Hauptmann. Verwundete, mit Sicherheit. Vielleicht Gefallene, wer weiß. Die Mission ist gefährlich. Und Christoph Püschner und ich sind dabei. Der Auftrag lautet, das Dorf Nahr-e Sufi einzunehmen – eine sogenannte No-Go-Area: Talibanhochburg. Zwei deutsche Kompanien, eine amerikanische und eine afghanische, dazu ein paar Belgier, insgesamt 500 Mann sollen in den frühen Morgenstunden in



Deutsche Soldaten auf Humanitätsmission
„Zuckerguss über die Realität des Kriegs“

das Dorf marschieren und die Taliban vertreiben, festnehmen und zur Not töten. Operation „Weißer Adler“. Ein Kamerad teilt Pudding aus, mit Zitronengeschmack.

Wir sind eher durch Zufall in die Vorbereitungen geraten. Uns begleitet ein Pressefeldwebel, der selbst ein bisschen überrascht von dem Treiben im Lager ist. Ein Angriff? Das sei zwar nicht geplant gewesen – aber, na gut. Wenn man schon hier sei. „Aber ihr bleibt immer schön in meiner Nähe! Und kein Wort zum Major!“ Der hätte uns wohl sofort zurückgepfiffen.

Anspannung mischt sich mit Galgenhumor. Ein Soldat möchte, dass seine Asche in Tampon-Schachteln verteilt wird, falls er fällt, „weil ich noch mit vielen Frauen schlafen möchte“. Seine Kameraden klopfen sich vor Lachen auf die Schenkel. „Morgen sollen wir mal wieder die Welt erobern“, sagt ein anderer. Ein paar Schritte weiter sitzen zwei Soldaten auf Benzinkanistern, halten sich an den Händen und versprechen sich gegenseitig ihre Laptops, falls einer von ihnen morgen stirbt.

Den ganzen Tag über rollen Menschen und Material als Nachschub für die Schlacht ins Lager; eine weitere Kompanie kommt als Verstärkung hinzu. Am Eingang hängt ein Schild an einer Mauer: Hier gilt die Straßenverkehrsordnung – ein Seitenhieb auf die Regulierungswut deutscher Beamter in Uniform. Feldbett klebt an Feldbett, Soldaten spielen Backgammon. Wer den Kopf frei hat, liest ein Buch. Ein Soldat, von allen nur „Shorty“ gerufen, füttert die Hunde „Blondie“ und „Krätze“ mit Dosenwurst. Ein

Feldwebel verteilt Post und die gesammelten *Bild*-Zeitungen der vergangenen Woche. Hirn ausschalten.

Die Aufregung war umsonst. Kurz vor Mitternacht geht ein Stöhnen durchs Lager, gefolgt von Flüchen. Männer wühlen sich aus ihren Schlafsäcken, schütteln mit den Köpfen, und wenige Minuten später wissen alle: Die Aktion ist abgeblasen, weil sie ein afghanischer Kommandeur für zu gefährlich hielt. Ohne afghanische Soldaten läuft nichts, hat das deutsche Führungskommando entschieden. Drei Stunden vor dem geplanten Angriff.

„Also, ich hätte Sie an dieser Mission nicht teilnehmen lassen“, sagt der Pressemajor, als wir zurück im Feldlager Kundus sind. Unser Betteln, die Truppe weiterhin im Feld begleiten zu dürfen, wird freundlich ignoriert oder mit blumigen Ausreden abgelehnt. Wir hängen im Lager fest. Mal ist die Truppe schon auf Patrouille und man hat uns vergessen. Mal gab es Raketenbeschuss und die Anweisung, den Bunker nicht zu verlassen. Aber man könne doch auch eine tolle Reportage über die neue Feldküche schreiben, die gerade eingeweiht wurde und rund fünf Millionen Euro gekostet haben soll. Oder – „auch sehr spannend!“ – das medizinische Interieur des Lazarett. Aber bitte ohne Patienten. Ein Porträt eines Sanitäters vielleicht? Das ginge auch beim Bierchen im Lager.

Statt darüber zu berichten, was die Bundeswehr in Afghanistan treibt, entstand eine Reportage darüber, was alles nicht klappt. Das war weder in unserem noch im Interesse der Bundeswehr. Hauptsache, die Öffentlichkeit wird nicht mit der Realität belästigt. Die Stimmung an der „Heimatfront“ sei schon mies genug. Kämpfende deutsche Soldaten? Eventuell sogar Verletzte oder Tote? Das Ziel der Pressepolitik ist, die Wahrheit des Einsatzes zu verborgen. Keine harten Fakten. Am besten das Wort „Krieg“ nicht erwähnen.

Zwei Tage später greifen amerikanische Spezialkräfte Nahr-e Sufi an. Neun Extremisten und ein amerikanischer Soldat sterben. Den Bundeswehrsoldaten bleibt die Rolle des Zuschauers.

Inzwischen verloren 52 Bundeswehrsoldaten während ihres Afghanistan-Einsatzes ihr Leben, allein 34 bei Gefechten und Anschlägen. Zuletzt wurde am 4. Juni ein 23-Jähriger nach Deutschland zurückgeflogen. Er starb bei einem Sprengstoffanschlag südlich von Kundus.

Carsten Stormer ist freier Journalist und Mitglied der Agentur Zeitenspiegel. ■